

bald links erst einzelne Klapse im langsamen Tempo, nach und nach aber paarweise in stets wachsender Bewegung aus. Da jedoch die Thiere immer lästiger und aufdringlicher wurden und die Klapse schon häufiger und kräftiger fielen, so daß die Pausen zwischen den Passagen nicht mehr hinreichen wollten, sich ihrer Zubringlichkeit zu erwehren, riß Bobbielski am Ende eines Solo's beide Rebhühner heroisch aus den Taschen, warf sie den Windspielen mit einem „Da freßt sie!“ hin und spielte ernsthaft sein Stück zu Ende. Nun aber gerieth der ganze Saal in Aufruhr; die stinken Thiere liefen mit ihrer fetten Beute unter die langen Schleppteiler und waren aus ihren Verstecken nur schwer hervorzubringen.

Es dauerte noch lange nach vollendetem Flügelfonzerte, ehe der alte, gute Mann zur Erzählung der komischen Geschichte von der leicht gewonnenen und wieder verlorenen Küchenbeute kommen konnte.

### Der neue Kapellmeister und der Alte Frig.

Im August des Jahres 1775 war es, als der geheime Finanzrath Tarrach aus Berlin auf einer Untersuchungsreise durch das königliche Domänenamt Ragnit in Lithauen passirte und die Pferde wechseln ließ. Während der Stunde, da Alles sich bemühte, den für die Provinz sehr wichtigen Mann zu bedienen und zu unterhalten, erzählte dieser unter anderen Neuigkeiten auch diese: daß der alte, dicke Hofkomponist Agricola, der immer so ungeheuer viel Bier zu trinken pflegte — die Unterhaltung kam vielleicht von dem starken lithauischen Bier und der dortigen Gewohnheit, viel davon zu trinken, auf den ehrlichen Tonseger — vor einigen Monaten gestorben sei und daß der König bereits von Raumann aus Dresden und von Schwanenberger aus Braunschweig Probeopern eingesandt erhalten habe, die ihm aber zu wenig in der Manier Haffe's und Graun's gehalten schienen, als daß er hätte davon befriedigt sein können.

Diese Mittheilungen fielen zündend in die Seele eines etwa dreißig-jährigen Jünglings, der in dem königl. Domänenamte als preussischer extraordinärer Kammersekretär angestellt war und der in seiner Stellung ausreichende Muße fand, sich mit der Musik zu beschäftigen. Dieser erinnerte sich jetzt der großen italienischen Oper „Lo festo galanti“, die er während seines letzten Aufenthaltes in Berlin komponirt, aber bald darauf unvollendet

bei Seite geworfen hatte, weil sie ihm zu sehr in der Weise von Graun und Haffe gehalten schienen und verriethen, wie jene beiden Opernkomponisten zum Muster gedient hatten, obgleich mancher Satz darin vorkam, der von der großen Bekanntschaft mit der neueren italienischen Musik deutlich genug Zeugniß ablegte.

Der junge Johann Friedrich Reichardt — er war der dreißigjährigen Jüngling — faßte einen kühnen Entschluß und führte ihn auch gleich aus. Kaum war der Finanzrath wieder abgereist, als er seinen braven Wirth, den Amtrath Kallenberg, ersuchte, ihn in der nächsten Nacht zu einem einige Meilen entfernt wohnenden Nachbar, dem Amtrath Schöne, fahren zu lassen. Man kannte den jungen Mann als einen passionirten Reiter, fand nichts Auffallendes in der Bitte und gewährte sie bereitwillig. Reichardt reiste bis nach Königsberg. Von hier aus ging gerade der Berlin'sche Postzug, den er nicht versäumen wollte, und so schrieb er denn sofort an den Konzertmeister Benda in Potsdam, meldete diesem im Vertrauen seinen Entschluß, eine italienische Probeoper an den König nach Berlin einschicken zu wollen, und ersuchte ihn, sie diesem zu überreichen. Dann nahm er seine ziemlich unansehnlich geschriebene Partitur zur Hand und ergänzte schnell das noch Fehlende.

Benda, der eben am Chiragra litt, ließ den Brief durch seinen alten, vertrauten Freund, Musikdirektor Jacobi, beantworten. In diesem Briefe lauteten einige Stellen also:

„Schicken Sie Ihre Partitur von der Oper gerades Weges an den König und schreiben Sie dabei ganz kurz Ihre Meinung; insonderheit aber führen Sie darinnen mit an, wie Graun und Haffe Ihnen zum Vorbild gedient, denen nachzuahmen Sie sich äußerst angelegen sein ließen, und wie Sie in den Reisen durch Deutschland auch eine Zeitlang in Dresden bei letzterem sich einen Zutritt gebahnet; nun aber mit dem erreichten Talent — und so ferner, was Ihre Feder noch hinzuzufügen geeignet werden möchte, Ihr Schicksal darauf gelassen erwartend.“

Als Reichardt diese Antwort empfangen hatte, ließ er seine Operpartitur sogleich in drei gewöhnliche Pappbände binden und sandte sie an den König nach Potsdam mit folgendem Briefe:

Sire!

„Eurer Königl. Majestät wage ich eine Oper zu überreichen, bei deren Bearbeitung mir Haffe und Graun Muster gewesen. Ein hoher Kennerblick wird entscheiden, ob der Komponist derselben es verdient, die ehrenvolle Stelle eines Graun zu bekleiden. In tiefster Ehrfurcht u. s. w.“

Königsberg, den 26. Sept. 1775.

J. F. Reichardt.

Mit umgehender Post empfing Reichardt von Berlin ein vom König unterzeichnetes Kabinettschreiben:

„Seine Königl. Majestät von Preußen u., unser Allergnädigster Herr, wollen dem Musico Reichardt zu Königsberg in Preußen auf dessen eingefandte Oper hiermit zur vorläufigen Antwort nicht vorhalten, daß Höchst dieselbe solche vorhero probiren lassen wollen, um zu beurtheilen, ob und inwieweit solche denen Arbeiten eines Graun's und Hasse's zur Seite gestellt zu werden verdiene.“

Potsdam, den 20. Oktober 1775.

Friedrich.

Nach sechs Wochen traf eine Nachricht ein, nach welcher der König sich geneigt zeigte, Reichardt mit 1200 Thaler jährlich zu engagiren. Als dieser am 1. Feiertage in Potsdam anlangte und in der goldnen Krone abstieg, war seine erste Frage an den Wirth:

„Wie befindet sich der König?“

Der lange, hagere Gastwirth, mit einer politischen Stutznafe im ernsten Gesicht, legte den rechten Zeigefinger über die Lippen, kniff die Augen zu und flüster endlich leise:

„Todt! todt! aber still! es soll noch nicht bekannt werden!“

Ein zufälliger Umstand hatte in Potsdam wirklich diese Meinung erzeugt und verbreitet. Den König, der gewohnt war, erst im späten Herbst von dem nahe vor der Stadt liegenden Sanssouci aus das Potsdamer Schloß zu beziehen, hatte die Krankheit dort überfallen und bis tief in den Dezember draußen gehalten. Als er nun aber so weit genesen war, daß er ohne Gefahr hereingebracht werden konnte, hielt man es für unanständig, die Portehaisenträger eher ins Zimmer desselben Kommen zu lassen, als bis er wohl eingepackt in der festverschlossenen Portehaise saß. So wurden die Leute in Potsdam auch wieder aus dem Schlafkabinet fortgeschickt, ehe die Portehaise geöffnet war. Diese Leute nun, die das Schlimmste annahmen, sagten mit bedenkllicher Miene: „Heringetragen haben wir den Alten, ob aber todt oder lebendig, das wissen wir nicht: schwer genug war er für einen Todten.“ So hatte sich die Nachricht verbreitet.

Glücklicher Weise bestätigte sich das Gerücht nicht: nach acht bis zehn Tagen erhielt Benda den Auftrag, den neuen Kapellmeister vorzustellen. Da Reichardt nie Furcht, am wenigsten Menschenfurcht, gekannt hatte, so trat er voll muthigen Vertrauens in das Gemach Friedrich's II. Es war Abend. Der König lag der Thür gegenüber in seiner gewöhnlichen militärischen Uniform auf einem Sopha, mit einer hellbraunen seidenen Decke belegt, den alten großen Hut auf dem Kopfe, nur seitwärts von einigen hohen Wachskerzen beleuchtet. Als Beide, Benda und Reichardt, vor dem Schirme, der

die innere Thüre des Zimmers umgab, hervortraten, küstete er etwas den Hut und hieß die Ankommenden näher treten. Aber die kleinen Windspiele fuhren mit solchem Gebelle zu, daß Reichardt gleich den Entschluß faßte, mitten im Zimmer stehen zu bleiben, bis die Hunde zur Ruhe gebracht waren. Trotz der Mühe, die sich der König gab, sie durch Zuruf zu beschwichtigen, währte es doch eine geraume Weile, bis ihm dies gelang. Endlich trat Reichardt dicht vor das Sopha hin. Nachdem ihn der König eine Weile mit seinen großen blauen Augen stark fixirt hatte, fragte er:

„Wo seid Ihr her?“

„Aus Königsberg in Preußen.“

„Wo habt Ihr Musik studirt?“

„In Berlin und Dresden.“

„Seid Ihr in Italien gewesen?“

„Nein, Ew. Majestät, aber —“

„Das ist Sein Glück! Hätte Er sich für die neuern Italiener: so 'n Kerl schreibt Ihm wie 'ne Sau!“

Obwol Reichardt auf das schlechte Deutsch des Königs schon vorbereitet war, so konnte er doch nur mit Mühe das Lachen verbeißen. Sonderbar kam es ihm auch vor, daß er in dieser ersten Audienz bald mit Ihr bald mit Er angeredet wurde. Später erklärte man ihm dies so, daß ihn der König das erste Mal als seinen Unterthanen Ihr genannt, mit dem Er aber erst seinen Kapellmeister beehrt habe.

Der König sprach viel und lange über Musik; endlich sagte er zu seinem neuen Kapellmeister:

„Nu geh' Er nur nach Berlin, hör' Er noch einige Opern und exerzir' Er die alten Musiktanten recht tüchtig!“

Eben im Begriffe, das gewöhnliche Zeichen zum Abschiede mit Küftung des Hutes zu geben, sagte der König noch:

„Wie heißt Er doch?“

„Reichardt.“

„Ja, sehe Er man, da kann Er nun komponiren, was und wie Er will; von dem deutschen Namen wird's doch Keiner glauben, daß da was Rechtes daran ist; Er kann sich ja Ricciardetto oder Ricciardini nennen, das klingt gleich ganz anders.“

„Ew. Majestät, antwortete der Kapellmeister, „ich bin zu stolz darauf, ein Deutscher und Ihr Unterthan zu sein, als daß ich meinen Namen gern italienisirte.“

„Na, na,“ sagte der König, mit verbissenem Lächeln zu Benda gewendet, „das hat auch eben keine Eile.“

Am andern Morgen erhielt Reichardt aus dem Kabinet die Anweisung an die königl. Hofstaatskasse in Berlin zur Auszahlung seines jährlichen Gehalts von 1200 Thalern, wovon ihm sogleich 300 Thlr. vorausbezahlt wurden, und am Nachmittag fuhr eine große königl. viersitzige Kutsche mit sechs Pferden an seiner Wohnung vor, die ihn nach Berlin zurückbrachte, wo er noch an demselben Abende der Vorstellung einer Oper von Haffs beiwohnen konnte und bald darauf seine Thätigkeit als Kapellmeister begann. Die erste Arbeit, die Reichardt für den König auszuführen hatte, war ein Prolog auf die Verlobungsfeier des Großfürsten von Rußland, welche in Berlin mit aller Pracht begangen wurde. Der König ließ seinen neuen Kapellmeister nach Potsdam bescheiden, las ihm den eigenhändig aufgesetzten französischen Entwurf zum Prolog vor, in welchem sich der preussische und russische Genius allerlei artige und schmeichelhafte Sachen sagten, worauf ein freundschaftliches Duett und eine innige Umarmung das Ganze schließen sollte. Die Rezitative, eine Arie und das Duett waren der Form und dem Inhalte nach ganz genau angegeben.

Reichardt mußte nun einige Tage in Potsdam bleiben, schrieb am nächsten Morgen das erste Rezitativ und die Sopranarie und brachte sie zur gewöhnlichen Stunde ins Schloß. Als er dem Könige seine Arbeit übergeben, dieser die Partitur etwas überlesen, auch mehrmals mit dem Kopfe geschüttelt hatte, frug er:

„Kann Er singen?“

„Wie Komponisten singen, Ew. Majestät.“

„Na, na, zum Sänger hab' ich Ihn ja auch nicht engagirt.“

Der König ging nun nach dem Klavier, schlug einen Akkord an und sagte: „Na, sing' Er man, ich will schon accompagniren.“ Wirklich begann er, das Ritornell zweistimmig, aber sehr langsam und stotternd zu spielen, hörte aber bald auf und sagte im Aufstehen: „Das ist schlecht geschrieben, accompagnire Er sich man selbst!“ Lebhaft sang Reichardt; als er am Ende war, sagte der König: „Das ist schon recht gut, aber seh' Er man, es ist doch gar nicht so, wie ich Ihn gesagt habe.“ Und nun sang er wieder ganz unvernehmliche Melodien und hieß dies und jenes abändern, so daß außer dem Ritornell, das er nicht beachtete, eigentlich nichts mehr übrig blieb. Das wurde aber Alles in so gutmüthigem Tone gesagt, daß man einsah, daß es dem König nur darauf ankam, zu belehren und sich seinen neuen Kapellmeister nach eigenem Geschmack heranzuziehen.